

Video-Podcast der Bundeskanzlerin #10/2015

14. März 2015

Die Fragen stellte Dr.-Ing. Roman Dumitrescu vom Heinz-Nixdorf-Institut der Universität Paderborn.

Roman Dumitrescu:

Frau Bundeskanzlerin, morgen eröffnen Sie die CeBIT, die weltweit größte IT-Messe. Das Motto dieses Jahr ist: „Digital Economy – Die vierte industrielle Revolution, die radikale Innovationen und disruptive Geschäftsmodelle hervorbringen wird.“ „Radikal“, „disruptiv“, also „zerstörerisch“ – das klingt gefährlich. Welche Auswirkungen wird denn die fortschreitende Digitalisierung der Wirtschaft auf Deutschlands Unternehmen haben?

Bundeskanzlerin Angela Merkel:

„Disruptiv“ meint ja, dass es sich um einen Qualitätssprung handelt – dass wir eine neue Qualität bekommen werden, wo allerdings der Wandel schon im Gange ist. Und wir werden etwas haben, was wir mit „Industrie 4.0“ bezeichnen, das heißt, so etwas wie die Verschmelzung der digitalen Welt mit der Produktionswelt. Das heißt: Vieles wird digital gesteuert werden, und Vieles wird auch durch Roboter ersetzt werden. Das heißt, die Frage der menschlichen Arbeit und die Frage: Was kann technisch gelöst werden? – das wird sich sehr verändern. Das bedeutet aber nicht, dass nicht auch wieder neue Arbeitsplätze entstehen, die natürlich genau mit der Entwicklung dieser Arbeitswelt zu tun haben. Ich glaube, wir müssen keine Angst haben, aber wir müssen die Dinge offensiv angehen. Deshalb ist das Thema „Plattform Industrie 4.0“ für uns in der Bundesregierung ein Teil der Digitalen Agenda. Ich selber habe Unternehmen besucht, zum Beispiel Siemens in Amberg, die Steuerungseinheiten für digitale Produktionsprozesse herstellen. Und es geht hier jetzt schon um einen Wettlauf: Sind diejenigen, die im digitalen Bereich führend sind, die Gewinner dieser Veränderung? Oder sind diejenigen, die die klassische industrielle Wertschöpfung sehr gut beherrschen, vorne mit dabei, wenn es um diese qualitative oder – wie Sie sagen – „disruptive“ Veränderung geht? Und da muss sich Deutschland anstrengen.

Die deutsche Wirtschaft ist ja sehr mittelständisch geprägt; insbesondere der Maschinen- und Anlagenbau. Gerade vielleicht auch deswegen so erfolgreich, stellt er elf Prozent des weltweiten industriellen Produktionsvolumens, vierzig Prozent des europäischen Produktionsvolumens. Was kann, was muss der deutsche Mittelstand tun, und wie helfen Sie ihm dabei, diese Spitzenposition auch im digitalen Wettrüsten gegen große Player wie Microsoft oder Google zu behaupten?

Der deutsche Mittelstand muss auch als Gewinner dieser Veränderung hervorgehen. Wir haben umfangreiche Mittelstandsförderprogramme, die natürlich auch auf die Frage der digitalen Notwendigkeiten mit eingehen. Aber das Allerwichtigste ist, dass wir in der Bundesregierung eine gemeinsame Plattform geschaffen haben, an der natürlich nicht nur die Großen teilnehmen, wenn es um „Industrie 4.0“ geht, sondern ganz bewusst auch der Mittelstand. Ich denke aber auch: Die Verbände, die

Wirtschaftsverbände – der BDI, aber auch der DIHK und bis hin zum Zentralverband des deutschen Handwerks – müssen mit den Unternehmen auch über diese Herausforderungen sprechen. Denn der Wandel wird sich vielleicht schneller vollziehen, als wir das gedacht haben. Und wir als Deutschland müssen auch versuchen, einheitliche Standards herzustellen. Denn gerade der Mittelstand wird von diesen einheitlichen Standards profitieren. Und die Dinge müssen ja miteinander kompatibel sein – zwischen Zulieferern und den Herstellern der Endprodukte.

Die Start-up-Szene in den USA ist bekannt dafür, im Informatik- oder im IT-Bereich in kürzester Zeit erfolgreiche Unternehmen mit innovativen Geschäftsmodellen hervorzubringen. Für den „Spiegel“ ist das Silicon Valley schon ein neuer Ort einer neuen Weltregierung. Ist Deutschland im Bereich der innovativen Gründungen wirklich hinten dran, und wie stehen wir im Vergleich zu China oder Südkorea?

Deutschland hat aufgeholt! Das ist die gute Nachricht. Deutschland ist aber noch nicht da, wo wir hin wollen. Wir haben verschiedene Förderprogramme – auch für die Start-ups – in Deutschland. Das Wichtigste ist vielleicht das Thema „Wagniskapital“. Hier haben wir einige Dinge schon verbessert. Bei Verlustabschreibungen sind wir immer noch dabei, eine Lösung zu finden. Es geht aber nicht nur – davon bin ich nach intensiver Beschäftigung mit dem Thema ganz fest überzeugt – um die Frage von finanziellen Anreizen. Sondern es geht auch um eine Kultur. Und diese Kultur, in Start-ups zu investieren, Gründerfonds zu schaffen, auch auf Risiko zu setzen, auch damit leben zu können, dass von zehn Projekten nur eines zum Schluss erfolgreich sein wird; auch die Frage der zweiten Chance – einfach wieder aufzustehen, wenn man einmal gescheitert ist: Das ist etwas, was in den Vereinigten Staaten von Amerika, vielleicht auch in Südkorea oder China besser ausgeprägt ist. Ich denke trotzdem, dass wir den Weg weiter gehen sollten; dass wir auch europäisch gute Rahmenbedingungen schaffen sollten für Start-ups. Und dass wir uns dann auch dem Wettbewerb stellen können. Also, wir haben aufzuholen, aber wir haben auch schon eine kleine Wegstrecke geschafft.

Nicht nur die Wirtschaft, sondern auch wir als Privatpersonen spüren natürlich die Digitalisierung unseres Alltags. Ich weiß nicht, ob Sie schon eine Smart Watch haben, aber solche intelligenten, vernetzten Systeme, die stiften natürlich einen gewissen Nutzen, im Alltag, im Haushalt, auf dem Weg zur Arbeit. Auf der anderen Seite fühlt man sich manchmal auch gewissermaßen irgendwie ein bisschen, relativ schnell davon abhängig – oder eben auch überwacht. Welche Risiken sehen Sie in dieser Entwicklung, und was müssten Nutzer einer Smart Watch grundsätzlich beachten?

Ja, die Smart Watch ist jetzt ja das neueste Produkt. Die habe ich noch nicht. Aber natürlich zieht die Digitalisierung überall ein, und zwar in zwei verschiedenen Ebenen. Ich würde sagen, das eine ist alles, was mit dem Smartphone oder entsprechenden Geräten verbunden ist. Hier müssen die Bürgerinnen und Bürger einfach wissen, was sie an Informationen preisgeben. Wir können immer wieder einen guten Datenschutz organisieren, aber letztlich ist es auch die Entscheidung

jedes Einzelnen: Welchem Risiko setzt er sich auch, oder welche Bequemlichkeit möchte er haben? Wenn ich eine sichere E-Mail verschicken will, dann muss ich Schritte mehr gehen, als wenn ich vielleicht eben eine E-Mail habe, die dann doch schneller auch an die Öffentlichkeit geraten wird. Und wenn ich von mir Profile nicht so sehr preisgeben will, muss ich auch überlegen, was ich mit anderen Menschen teile, was ich nicht teile und welche Informationen ich zur Verfügung stelle. Also: Die neue Mündigkeit des Bürgers – auch ein Thema für den Verbraucherschutz, dem sich die Bundesregierung ganz intensiv stellt. Zweitens geht es dann natürlich auch um das Internet der Dinge im täglichen Leben. Die Haushalte werden stärker vernetzt werden, die Steuerung von Wohnungen, von Eigentumswohnungen, von Häusern, wird sehr viel mehr aus der Ferne möglich sein. Also Möglichkeiten, in die sicherlich die junge Generation sehr schnell hineinwachsen wird, aber mit der sich auch die Älteren anfreunden werden, weil es einfach viel mehr Möglichkeiten gibt, einen Überblick zu haben oder Dinge auch aus der Ferne zu machen. Also Chancen. Aber es gibt nie nur Chancen, sondern es gibt immer auch die Risiken, und mit denen müssen wir uns genauso auseinandersetzen. Dennoch empfehle ich uns – auch um wettbewerbsfähig zu bleiben –, offensiv mit den Dingen umzugehen. Deutschland war immer dann stark, wenn es sich den neuen Herausforderungen auch optimistisch gestellt hat. Deshalb bin ich auch dafür, dass wir Freihandelsabkommen verhandeln, dass wir nicht Barrieren aufbauen, sondern dass wir uns mit den Vereinigten Staaten von Amerika, mit Südkorea, mit Japan im Wettbewerb international stellen. Deutschland hat es immer geschafft, und deshalb glaube ich, dass Deutschland das kann.